

Jürgen Oelkers

Bildung, der Musik fehlt, ist keine^{)}*

Mein Vortrag beginnt mit einem Zitat, dem mein Publikum kaum widersprechen wird und das deswegen vielleicht ein wenig opportunistisch klingt. Aber eigentlich bringt es nur meine These auf den Punkt.

«Musik hat ihren eigenen Wert. Sie ist kein Mittel für einen Zweck, etwa dass die Menschen ihr politisches Verhalten ändern. Musik muss aus sich selbst heraus geachtet werden als eine der Erfahrungen, die das Leben lebenswert machen».

«Music has its own value - it's not just a means to an end to make people change their politics. It's about honouring the music itself as one of the things that makes life worth living».¹

Gesagt hat das ein Mann namens Danny Goldberg und gemeint es im Rückblick auf ein Ereignis, das sich heute zum fünfzigsten Male jährt, nämlich «3 Days of Peace and Music» oder das Konzert in Woodstock. Danny war 19 Jahre alt und Angestellter bei der Fachzeitung Billboard in New York, wo er sich die Tickets besorgt hat.

Was er heute sagt, ist bemerkenswert, denn er erinnert das Konzert wegen der Musik und nicht aufgrund der nachträglichen Überhöhung zum Mythos einer ganzen Generation, zu dem wesentlich erst der Dokumentarfilm Michael Wadleigh beigetragen hat, der ein Jahr später erschienen ist. Die Besucher hatten nur die Musik, den Regen und sich selbst.

Man könnte von einem Bildungserlebnis sprechen, also ein eindrucksvolles und nachhaltiges Erlebnis, das die Person verändert, indem die Wahrnehmung sich selbst umbaut. Wichtiger für meine These ist die Einschätzung der Musik als Selbstzweck, für die es offenkundig keine Theorie braucht, sondern nur das, was die Amerikaner «an open mind» nennen.

Aber kann man ein solches Erlebnis wirklich mit «Bildung» in Verbindung bringen, wenn es doch nur im Zuhören bestanden hat? Und wie lässt sich das ist das Verhältnis von Musik und Bildung bestimmen, wenn es mehr sein muss als Zuhören? Diese Frage lässt sich mit Blick auf die Kulturgeschichte leicht beantworten, denn mit dem Verlassen des Zustandes der Primaten war Musik zentraler Teil der menschlichen Kultur und hat früh ihren Rang in der Hierarchie der Bildung erhalten.

Seit Platons *Politeia* spätestens, also seit 380 v. Chr., ist Musik auch in der Theorie eine Bildungsmacht. Gymnastische und musische Unterweisung bilden für Platon gemeinsam die Seele des Menschen (*Politeia* 410a, 412a). Die musische beginnt vor der gymnastischen

^{*)} Vortrag auf der 9. Fricktaler Weiterbildungstagung am 16. August 2019 in Rheinfelden.

¹ Mojo No. 310 (September 2019), S. 61.

Erziehung und umfasst auch die Dichtung (Politeia 376e). Nur Gutes darf nachahmend dargestellt werden (Politeia 394c/d). Plato legte daher genau fest, welche Tonarten und welche Instrumente erzieherisch wirken. Verboten waren Harfen, Zimbeln und Flöten (Politeia 397c-400c).

Musik hat dann durch Martianus Capella ihren festen Platz unter den *artes liberales*, also den freien Künsten, erhalten,² die bereits der Sophist Isokrates als Vorstufe für die Philosophie betrachtete. Philosophie, will sie denn wirklich „Lehre der Weisheit“ sein, ist ohne Musik nicht möglich, Musik ist immer ein fester Bestand des Bildungsganges gewesen und hat ausgehend von der sakralen Kultur stets formende Macht besessen.

Die sieben freien Künste, die seit der Spätantike zur Bildung des Menschen führten, sind Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik. Die vier letzten Künste erhielten von dem römischen Philosophen Boethius den Namen *Quadrivium*, die ersten drei wurden seit dem 9. Jahrhundert *Trivium* genannt.

Im historischen Kanon der Bildung ist Musik also immer eine hohe Kunst gewesen, die sich von elementaren Künsten wie Grammatik, aber auch von praktischen Künsten³ wie dem Handwerk oder auch von der Heilkunst zu unterscheiden wusste. Angesichts dieser Tradition lässt sich festhalten: Der Macht der Musik kann niemand ausweichen, Musik ist seit den Hochkulturen Bildungsgut, Kultur ist in einer wesentlichen Hinsicht *musikalische* Kultur und gute Schulen *ohne* Musik hätten ihren Namen nicht verdient.

Für sakrale wie für weltliche Kulturen galt und gilt gleichermassen: Bildung, der Musik fehlt, ist keine. Der Grund war für die Griechen klar und unbestreitbar. Es ist die Musik, die das innere Gleichgewicht des Menschen bestimmt und so die intellektuellen Kräfte zusammenhält.

Platon sah entsprechend die Mitte der Erziehung in der Musik.⁴ Pythagoras ging sogar noch weiter und nahm an, die Welt selbst sei eine musikalische Harmonie der Sphären.⁵ Musik, will ich sagen, war nicht nur ein unverzichtbarer Teil der Bildung, sondern zugleich der Erkenntnis. Das ist heute nicht anders.

Das Thema meines Vortrages ist freilich nicht der philosophische Zusammenhang von Musik, Bildung und Erkenntnis, sondern die viel profanere Frage, ob und wenn ja, wozu die öffentliche Bildung und damit die staatlichen Schulen Musik benötigen. Diese Frage kann nicht mit Hinweis auf die Antike beantwortet werden, sondern setzt die moderne Lebenswelt voraus, in der Musik als Erfahrungsmedium wohl dominant ist, aber der Zusammenhang mit der Allgemeinbildung verloren gegangen zu sein scheint oder mindestens arg reduziert worden ist.

² *De nuptiis philologiae et Mercurii* (zwischen 401 und 429 n. Chr.).

³ *artes mechanicae* (Hugo von St. Viktor: *Didascalicon*, um 1130).

⁴ Das Wichtigste in der Erziehung ist Tugend und sie beruht auf Musik, „weil Zeitmass und Wohlklang vorzüglich in das Innere der Seele eindringen und sich ihr auf das kräftigste einprägen, indem sie Wohlanständigkeit mit sich führen und also auch wohlanständig machen“ (Platon: *Politeia* 401d). Das Gegenteil trifft dann auch zu.

⁵ Die Lehre des Pythagoras ist in *Akasmata* überliefert, also in kurzen Sinnsprüchen. Das Wesen der Dinge besteht aus Zahlen, es existiert eine umfassende mathematische Ordnung, die die Lehre der Harmonie der Sphären erfasst. Durch ihre Geschwindigkeit verursachen alle Himmelskörper Geräusche von unbeschreiblicher Stärke, je nach Geschwindigkeit und Abstand zwischen ihnen entstehen individuelle Töne und durch den Kreislauf entsteht schliesslich ein harmonischer Urklang. Diesen Urklang hört der Mensch nicht, weil er seit seiner Geburt der Planetenmelodie ausgesetzt ist. Er weiss daher auch nicht, was absolute Stille ist.

Diese These mag im Kreise dieser Hörerschaft vielleicht überraschen, denn sind nicht mehr Kinder und Jugendliche denn je musikalisch tätig und viele davon als erfolgreiche Autodidakten? Und sollte man nicht gerade die eigenen Versuche oder den Weg vom Amateur zum Könnler «Bildung» nennen? Wäre das ausgeschlossen, könnte man zum Beispiel die Beatles nicht erklären und so auch nicht den eigenen, wie immer beschränkten musikalischen Bildungsgang.

Meine Frage ist bildungspolitisch zu verstehen: Wozu braucht man ein Schulfach wie Musik, wenn man vermuten kann, dass der Effekt gering ist und die musikalische Kompetenz heutiger Kinder und Jugendlicher überwiegend ausserhalb der staatlichen Schule gebildet wird? Musik ist bekanntlich ein Randfach im Lehrplan.

In früheren Zeiten der Schulpädagogik schien Musik ein Grundbestand des Bildungskanons und so zeitlos lehrbar zu sein (Liedtke 2000). Kein anderes Fach konnte an ihre Stelle treten oder aber der Verlust wäre sofort bemerkbar gewesen. Diese Sicherheit ist dahin, auch weil sich neue Fragen der Wirksamkeit von jahrelangem Schulunterricht stellen, denen auch das Fach Musik nicht ausweichen kann.

Es gibt, soweit ich sehe, kaum Studien zur längerfristigen Erinnerung an den schulischen Musikunterricht, die die Frage einschliessen, wie erfolgreich oder nachhaltig wirksam dieser Unterricht, auf die Breite der Schülerschaft gesehen, tatsächlich gewesen ist. Studien über den - positiven - Zusammenhang zwischen Musik und dem kulturellen Gedächtnis liegen vor (wie Niper/Schmitz 2016), aber man weiss nur wenig über die persönlichen Erfahrungen mit einem Randfach der heutigen Schulwirklichkeit.

Immerhin gibt es inzwischen Fragebogendaten zur Erinnerung an den Musikunterricht in der Schule. In einer Befragung aus dem Jahre 2016 gaben 70 Prozent der Befragten an, „dass ihnen gemeinsames Singen oder Musizieren besonders positiv in Erinnerung geblieben sind“,⁶ also weder die Theorie noch die Geschichte der Musik.

Würde man genauer und mit grösserem Abstand zur Schulzeit nach den Effekten fragen, dann wäre zu erwarten, dass viele der Befragten nur noch einige fragmentierte Zeilen der gesungenen Lieder zitieren können, die meisten kein Instrument mehr spielen und Musik zur passiven Hörgewohnheit geworden ist.

Manche Schüler würden in der Erinnerung an schulische Randstunden denken, an die Mühsal, Aufmerksamkeit zu zeigen oder an diejenigen Mitschüler, die es immer besser konnten als sie selbst. Falls sie mit dem Ausdruck „Schulung des Gehörs“ etwas anfangen könnten, so würden die Befragten vermutlich eher nach Aussen verweisen, auf den Supermarkt, das Radio oder heute vor allem die Musikkanäle auf Youtube.

Andererseits zeigen Studien, die danach fragen, was als „guter Musikunterricht“ angesehen wird, dass mehr angestrebt wird als das Hören von Musik. „Guter Musikunterricht“ wird von Lehrern wie von Schülerinnen und Schülern vor allem als Vermittlung musikalischer Kompetenz erwartet, mit Freude in Verbindung gebracht und zuallerletzt an der Erfüllung des Lehrplans gemessen (Brunner o. J.).

⁶ <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/712589/umfrage/umfrage-zu-erinnerungen-an-den-eigenen-musikunterricht-in-der-schule/>

Das lässt sich auch als Kommentar zur Lehrplangläubigkeit verstehen und verweist auf ein Lernen, bei dem Freude im Mittelpunkt steht und nicht krampfhaft auf die «intrinsische Motivation» gewartet werden muss. Und Freude heisst auch, dass niemand als «unmusikalisch» definiert wird, sondern jeder Musik erleben und nachvollziehen kann. Ich sage das aus leidvoller Erfahrung.

Wie hängen nun aber ganz unabhängig von der Antike Musik und Bildung zusammen? „Bildung“ ist Zunahme einer bestimmten Kompetenz, ohne dass ein oberer Abschluss möglich wäre. Ein Bildungsprozess kann schlecht von dem her verstanden werden, was verloren geht, sondern muss sich von dem her verstehen, was die Qualität verbessert. Zugleich gibt es keine Gesamtmenge, etwa an Kenntnissen oder Fähigkeiten, die Bildung beschliessen würde, wenn man sie erreicht hätte.

Generell wird Bildung vom Prozess bestimmt, der weitergeht und nicht an einem definitiven Ziel aufhört. Wer lernt, macht Erfahrungen und kommt in seiner Entwicklung voran. Ballast allerdings wird vergessen und findet keinen Anschluss. So hat das «lebenslange Lernen» auch eine ironische Seite.

Was sich mit einer gelingenden Bildungserfahrung differenziert und verfeinert, ist das Verstehen von Sachverhalten und damit das eigene Können. Auch und gerade in der Musik ist niemand abschliessend gebildet. Jeder Virtuose kann sich steigern, und es macht die Kunst gerade aus, dass sie immer neue Herausforderungen stellt. Musik also ist ein offenes und kreatives Medium des künstlerischen Ausdrucks, wenn man erst einmal ihre Anfangsgründe beherrscht.

Der Zusammenhang mit Bildung ist noch ein anderer: Musik als anspruchsvolle Sprache und Ausdrucksform, in diesem Sinne als differenzierte Kultur, muss an jede Generation neu vermittelt werden, ohne dass es eine natürliche Garantie gäbe, das einmal erreichte Niveau halten zu können. Aber die *Chance* dafür muss bestehen, vor allem aus diesem Grunde ist Musik Teil des Curriculums der öffentlichen Schule.

Musik ist eine abstrakte und zugleich anschauliche Symbolwelt, ähnlich wie Mathematik. Musik setzt allerdings ein sinnliches Medium voraus und ist nicht nur eine Abstraktion. Doch ähnlich wie mathematisches ist auch musikalisches Verstehen fortlaufend differenzierte Wahrnehmung, wobei Musik die Aufgabe hat, ein besonderes Organ, nämlich das Ohr und seine Gewohnheiten, bilden zu müssen. Diese Chance hat die Mathematik nicht.

Erst eine genügend hohe Differenzierung der musikalischen Wahrnehmung erlaubt individuellen Genuss, der die Klischees des Hörens überwindet. Das ist in der Mathematik im Blick auf Formen und Gleichungen nicht anders. Man erkennt die herausfordernden Schwierigkeiten erst dann, wenn man über genügend Differenzierungen verfügt. Im Alltag wird das nicht abverlangt, erst wenn man sich auf die Kunst einlässt und sie lernen will, wird man herausgefordert. Deshalb ist ein Hörerlebnis nicht dasselbe wie ein Bildungserlebnis.

Die musikalische Bildung ist in besonderer Weise frei von externen Zwecken, sie kann sich nur auf *sich selbst* beziehen. Der Anschluss ist *Musik* und nicht etwas Anderes; die Verwendung ergibt sich nicht aus dem, was heute „Transfer“ in andere Lernbereiche genannt wird,⁷ sondern immer nur aus der Musik.

⁷ Schmid (2006).

Natürlich kann Musik auch als soziale Illustration eingesetzt werden, aber dann braucht man ein dazu passendes Repertoire und so eine Verengung des musikalischen Ausdrucks, die nur routiniertes Verstehen verlangt, also sozusagen einen musikalischen Smiley, mit dem die Musikindustrie auch zunehmend arbeitet. Das zeigt etwa das synthetische Lied «Old Town Road» und sein Erfolg in der Pop-Kultur.⁸

Warum aber bereichert musikalisches Verstehen die Allgemeinbildung und ist vor allem aus diesem Grunde unverzichtbar? Es gibt darauf mehrere Antworten: Wer ein Instrument beherrscht, hat einen lebenslangen Begleiter, das musikalische Können ist eine biographische Kompetenz, die alle Sichtweisen beeinflusst, wer im eigenen Spiel Musikstücke nachvollzieht und je neu interpretiert, verfügt über eine Fähigkeit, die durch nichts ersetzt werden kann und schliesslich wer in musikalischen Anschauungen leben und denken kann, bewegt sich in einer einzigartigen Symbolwelt, die präzise verfährt, gerade weil sie in ihrer Tiefe schwer fasslich ist.

Ich kenne niemanden, der musikalisch gebildet ist und darüber unglücklich wäre, also seine Fähigkeiten und sein Können am liebsten preisgeben würde. Umgekehrt steht man vor einem schmerzhaften Verlust, wenn man begreift, dass man zu spät angefangen hat, sich für musikalische Bildung ernsthaft zu interessieren. „Ernsthaft“ heisst, sich auf die Veränderung des eigenen Selbst oder mehr noch: der eigenen Person einzulassen und dabei Anstrengungen auf sich zu nehmen, die in den meisten Fällen *keinen* musikalischen Genius zur Voraussetzung haben und auch nicht haben müssen.

Auch in dieser Hinsicht haben Musik und Mathematik Gemeinsamkeiten, man hört oder sieht, wo die Bildung des Talent *abgebrochen* wurde. Entscheidend für den Prozess der musikalischen Bildung sind die Pflege der Interessen, die beständige Herausforderung von Lernen und Verstehen sowie die Nutzung von Vielfalt. Auch ein mittleres Können will niemand wirklich preisgeben, und einzig der Dilettant weiss nicht, was ihm fehlt.

Auf der anderen Seite ist musikalische Bildung nicht mehr einfach normativ zu verstehen. Wer also ständig das Zürcher Opernhaus besucht, verfügt nicht einfach aus diesem Grunde über eine „höhere Bildung“, so gewaltig der Qualitätsanspruch dieses Hauses auch sein mag. Musikalische Bildung ist leidenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Objekt, wobei das Flache und das Hohe, die Oberflächen und die Tiefen, nicht einfach durch pädagogische Experten festgelegt sind, sondern erfahren und durchlebt sein wollen.

Die lexikalische Information nützt wenig, die Didaktik ist oft nur ein Notbehelf, erst das *Erleben* schafft die wirklichen Bindungen an Musik. Manchmal sind sie intolerant, aber nur weil Vielfalt gar nicht erprobt wurde. Die gesellschaftliche Verwertung von Musik verengt das Erleben und fixiert den Geschmack auf die Formate der Zielgruppen, Bildung aber kann nur umfassend verstanden werden, vom *ganzen* Feld des Erlebens her, das *neugierig* erfahren sein will.

Im Blick auf Musik hilft also nur ein emphatischer Bildungsbegriff, der Leidenschaft kennt und allein deswegen zum täglichen Unterricht so recht gar nicht zu passen scheint. Aber nochmals, Musik ist Selbstzweck. Wenn Freude und Kenntnis *nicht* entstehen, dann gibt es keine Äquivalente, und allein das spricht dafür, Musik in der Schule als eigenes Fach zu erhalten. Und es gibt noch einen weiteren Grund, nämlich die Förderung der Kreativität und so des persönlichen Ausdrucks.

⁸ Neue Zürcher Zeitung Nr.187 vom 15. August 2019, S. 20.

Oft ist davon die Rede, dass Kinder die Welt entdecken. Genauer müsste man sagen, sie erweitern ihre Welt mit ihren Fragen. Für den Erwachsenen sind das kognitive Abenteuer.⁹ „Fördern“ heisst dann, Kinder fragen und ihren Ausdruck finden zu lassen. Das gilt für den kreativen Gebrauch der Sprache ebenso wie für das Denken und den künstlerischen Ausdruck, also die Wahrnehmung ihrer Umgebung. Und für das Fördern gibt es die Piaget-Regel: Man muss die Kinder ernst nehmen.

Jean Piaget arbeitete 1920 mit Théodore Simon im psychologischen Labor von Alfred Binet in Paris zusammen. Simon und Binet hatten einen Standardtest zur Erfassung der Intelligenz entwickelt. Nunmehr ging es darum, auch Testverfahren für Kinder festzulegen. Die Tests bezogen sich auf bestimmte Altersstufen und massen Kinder an den Antworten auf vorgegebene Fragen. Die Intelligenz sollte mit der Fehlerquote zu- oder abnehmen. Fehler waren Abweichungen von korrekten Antworten.

Dem jungen Piaget fiel auf, dass damit das Lernen der Kinder aus der Perspektive von erwachsenen Psychologen beschrieben wird, während tatsächlich ganz andere Vorgänge angenommen werden müssen. Wenn Kinder auf Fragen der Erwachsenen nicht korrekt antworten, stellt sich die Frage, warum sie überhaupt antworten, wie sie antworten.

Piaget, anders gesagt, interessierte sich für die Logik des Inkorrekten, also das, worüber Erwachsene leicht lachen, wenn sie Äusserungen von Kindern mit dem vergleichen, was in ihrem eigenen Weltbild als korrekt gilt.

Im damaligen Intelligenztest waren das Retardierungen, für Piaget erschliesst sich das Weltbild des Kindes aus dem, was die Kinder *sagen* und nicht, was sie sagen *sollen*. Bei Piaget geht es darum, wie Kinder Irrtümer erkennen und nutzen, wenn ihr Denken sie doch für korrekt hält. Sie sind kreativ, ohne es zu wissen.

Aber was genau ist „kreativ“? In der Literatur zur Kreativitätstheorie wird oft darauf hingewiesen, dass der englische Sozialpsychologe Graham Wallas¹⁰ das Grundmodell für Kreativität entwickelt habe. Wallas veröffentlichte 1926 die Studie *The Art of Thought* (Wallas 1926). Dort geht es nicht um Psychometrie und Tests, sondern tatsächlich um die Kunst des Denkens.

In *The Art of Thought* werden vier Phasen eines kreativen Denkprozesses unterschieden, nämlich Preparation, Inkubation, Illumination und Verifikation. Man muss sich auf ein Problem einstellen und es nach allen Seiten hin untersuchen, dann muss das Problem unbewusst reifen, oft lange, bevor dann die Erleuchtung kommt, wie es zu lösen ist, wobei die tatsächliche Verifikation Disziplin, Aufmerksamkeit, Willen und so bewusste Arbeit verlangt. Der entscheidende Schritt, die Illumination, ist nicht verfügbar,¹¹ sie kommt oder sie kommt nicht.

Aber Kreativität ist nicht einfach dasselbe wie eine Erleuchtung haben oder seinem Gefühl folgen. Auch ist nicht lediglich Talent ausschlaggebend, sondern Wissen und Können,

⁹ Spaziergänge mit seinem zweijährigen Sohn beschreibt Jochen Schmidt (2017) in dem Roman *Zuckersand*.

¹⁰ Graham Wallas (1858-1932) war nach seinem Studium in Oxford zunächst Lehrer und arbeitete dann in der universitären Erwachsenenbildung. Wallas war 1895 Mitbegründer der London School of Economics und erhielt dort eine Professur für politische Wissenschaft.

¹¹ Sie geht zurück auf Henri Poincarés „illumination soudaine“ (*Science et méthode*, 1908).

das gelernt werden will. Man kann nur kreativ in einem Fachgebiet sein und das auch nur, wenn die Niveaus bestimmt sind.

Die Intuition der Lösung eines Problems ist überraschend, doch das hängt auch mit der Gewohnheit zusammen, Probleme lösen zu müssen und das eigene Können zu verbessern. Anders könnte es weder kreative Musiker noch kreative Mathematiker noch kreative Pädagogen geben.

Die gibt es tatsächlich, auch wenn die heutige Schulkritik davon ausgeht, dass «Verdummung» angesagt ist, jedenfalls in Deutschland und mit den üblichen Textbausteinen (Winterhoff 2019).¹² Doch die Aufgabe von Pädagogen - Männer wie Frauen - ist es, Begabungen zu erkennen und zu fördern, was Routinen ausschliesst und ohne eine spezielle Kreativität nicht möglich wäre.

Die Kinder kommen mit rudimentären Rechenkompetenzen in die Schule, was sie am Ende in der Mathematik können, haben sie im Wesentlichen der Schule zu verdanken (übrigens auch vieles, was sie *nicht* können). Wenn Schulkinder englische Wörter und Sätze benutzen, dann deutet das darauf hin, dass in ihrem Erfahrungsraum Sequenzen der fremden Sprache vorkommen, meistens in den Medien, allerdings ohne Zusammenhang und in der Form von fragmentierten Sprachmustern, die Unterricht nötig haben, wenn sie zu einer wirklichen Kompetenz entwickelt werden sollen.

Lesen kann man auch unabhängig von der Schule lernen, aber ein Lesen, das an Lektüren lernt und darauf ausgerichtet bleibt, setzt in vielen Fällen die Anregung durch die Schule voraus. Heute ist das Format Buch keine kulturelle Selbstverständlichkeit mehr, die den Alltag bestimmen würde. Für den Zugang zum Buch kann in der Breite dann nur die Schule sorgen.

Musik dagegen ist von Anfang an eine wirksame Lebenserfahrung, ein intuitiver, vorsprachlicher Erfahrungsalltag für alle Kinder, der unmittelbar in die Schulung des Gehörs eingreift und im Weiteren das Vermögen für symbolische Kommunikation sehr nachhaltig bestimmt.

In einem sehr buchstäblichen Sinne ist Musik „allgegenwärtig,“ nicht, weil überall gesungen und gespielt würde, sondern weil die Medien Aufmerksamkeit und unbewusste Einstimmung vornehmlich über Musik zu steuern verstehen. Es wird einem nur schwer gelingen, auch nur einen Tag ohne musikalische Zumutungen zu verbringen, und was das für Kinder bedeutet, wäre ein gutes Forschungsthema.

Ähnlich lässt sich auch die bildende Kunst verstehen. Zeichen und Symbole sind allgegenwärtig, ähnlich Farben und Formen. Kinder lernen in ihrer Alltagswelt Anspielungen oder Zitate der bildenden Kunst, die von Dürers betenden Händen über Picassos Friedenstaube bis zu Andy Warhols herausgestreckter Zunge der Rolling Stones und den notorischen Smileys reichen. Kinder haben also eine unmerkliche oder unwillkürliche Anschauung des Feldes, auch wenn sie über keine strukturierten Kenntnisse verfügen.

In diesem Sinne ist immer schon, wie im Falle der Musik, Geschmack vorhanden und so Urteilskraft, wie rudimentär auch immer. Aber dann fragt sich, was in der Schule gelernt

¹² Pädagogik zum Grusel: <https://www.zeit.de/gesellschaft/schule/2019-05/deutschland-verdummt-michael-winterhoff-bildungssystem-paedagogik-kinder>

werden kann, und so was sie zusätzlich tun soll oder kann, die Prägung des Geschmacks durch die Alltagserfahrung zu verbessern, wenn gerade die Hör- und Sehgewohnheiten sehr stabil sind und lange auch Grundlage der Wahrnehmung bilden.

Die Erwartung der Eltern geht oft in Richtung Förderung der Persönlichkeit ihrer Kinder. Die Erwartung ist berechtigt, aber sie trifft auf alle Schulfächer zu und ist keine Besonderheit des Musikunterrichts. Auch Sport, Mathematik oder Geschichte können die Persönlichkeit der Schüler fördern, vorausgesetzt, die Lerninteressen werden langfristig mit diesen Fächern verbunden.

Man muss, anders gesagt, in einem Lernbereich Erfolg haben und ein Bewusstsein des Könnens herausbilden, wenn sich tatsächlich die Persönlichkeit entwickeln soll. Das gilt zumal für die Musik. Auch die musikalischen Lernpotentiale können nur dann entwickelt werden, wenn Kompetenzen entstehen und so Sicherheit im Hören wie im Handeln aufgebaut wird. Dabei zeigen sich immer Begabungsunterschiede, die einfach nur verschiedene Lernräume benötigen.

Musik muss sich auf den Bildungsprozess aller Kinder und Jugendlichen beziehen lassen und zugleich den Besonderheiten der Begabungen gerecht werden. Aber es muss auch dafür gesorgt sein, dass ein geeignetes Angebot und genügend Ressourcen zur Verfügung stehen, mit dem sich solche Ziele erreichen lassen.

Die Ziele des Musikunterrichts sollten deutlich und transparent so formuliert werden, dass sie unter Angabe des Aufwandes auch erreichbar erscheinen. Das ist nur in einem didaktischen *Modell* einfach, denn musikalisches Erleben ist eine sensible und eigensinnige Grösse, die sich einer wohlmeinenden „Zielsteuerung“ leicht entziehen kann und die musikalischen Umwelten sind für die Lernziele nicht gerade günstig, um es euphemistisch zu sagen.

Der Unterricht kann dazu beitragen, Alternativen des Hörens zu erproben, eigenes Können zu entwickeln, eine Vorstellung von der Weite und Tiefe der Musik herauszubilden, den Sinn für Harmonie und Disharmonie zu schulen, das Gehör auf plurale Klangwelten einzustellen und sich selbst musikalisch lernfähig zu halten.

Es wäre viel erreicht, wäre musikalische Bildung eine lebenslange Herausforderung, die die Schule nicht beschliesst, sondern *öffnet*. Der Unterricht dient dem musikalischen Lernen, das nachhaltig angeregt werden soll. Dafür muss aber auch eine geeignete Organisation gefunden werden, die nicht länger das Schicksal eines „Randfaches“ auf Dauer stellt.

Hören ist nicht Spielen. Das Spielen zu bilden, also die Kunst des Musizierens, setzt die Graduierung des Könnens voraus. Im Sinne von Joseph Beuys ist jeder Mensch ein Künstler, egal was er kreiert; im Falle der Musik sind mit dieser These jedoch enge Toleranzonen verbunden. Wer nichts kann und sich trotzdem musikalisch versucht, fällt auf, und dies nicht angenehm.

Es ist erstaunlich, dass der Bildungswert „Musik“ von niemandem bestritten wird, ohne mit der Wertung jemals *Entwicklung* verbunden zu haben. Das Randfach ist zeitökonomisch eigentlich immer noch auf den Bedarf der Gesangsschulen des 19. Jahrhunderts eingestellt. Soll sich das ändern, wird man neue Wege gehen müssen.

Wenn Randfächer hohe Qualität erzeugen, dann nutzen sie entweder externe Profite, verfügen bei knapper Zeit über eine hohe interne Qualität, vor allem der Lehrkräfte, oder können eine zufällige Verdichtung der Lernpotentiale in Rechnung stellen. Wenn ständig hohe Qualität entstehen soll, dann genügt nicht allein die individuelle Anstrengung oder das Nutzen von einmaligen Chancen. Die Schulorganisation muss auf Qualitätsentwicklung eingestellt sein, und das ist mit dem Giesskannenprinzip nicht möglich

Das gilt erneut für alle Fächer, nicht nur für Musik. Insofern spielt eine gewisse Form von Wettbewerb. Andererseits ist klar, dass der Rang des Faches nicht *allein* mit der Beschreibung seiner Leistungen zu verbessern ist. Letztlich muss man Musik *wollen* und dafür den Bildungswert in Anschlag bringen. Musik vermittelt in einem hoch gereizten und engen Umfeld einzigartige Erfahrungen. Diese Chance muss allen Schülerinnen und Schülern eröffnet werden, ohne damit die Erwartung zu verbinden, Erfolg sei bei allen gleich möglich.

Aber das *Angebot* muss vorhanden sein, so dass nicht nur zu Beginn der Schulzeit, sondern durchgehend gleiche Chancen bestehen, was nicht voluntaristisch zu verstehen ist. Chancen sind nicht einfach vorhanden und werden ergriffen oder nicht ergriffen. Sie müssen verständlich gemacht und fortlaufend präsentiert werden. Gerade der Musikunterricht ist abhängig von einem hohen Betreuungsaufwand. Aber das weiss man nicht erst seit PISA: Die wichtigste Grösse, Schülerleistungen zu beeinflussen, sind die Ressourcen.

Welche musikalischen Lernpotentiale vor Ort vorhanden sind, ist nicht abstrakt zu bestimmen. Aus diesem Grunde sind Flexibilisierungen im Blick auf die Organisation und das Angebot einer Schule unerlässlich. Schulen sollten ihr Zeitbudget eigentlich nach Massgabe des vorhandenen Lernpotentials einsetzen, nicht umgekehrt, aber das scheint utopisch zu sein, so dass nach anderen Lösungen gesucht werden muss.

Ein neuer Weg ist die Öffnung der Schule für Kooperationen mit externen Anbietern, die in manchen Gemeinden bereits bestehen, aber längst nicht überall vorhanden sind. Neue Formen der Kooperation wären als Entwicklungschance der ganzen Bildungslandschaft verstehen, also würden über einzelne Kontakte hinausgehen. Dazu müssen kommunale Ziele formuliert werden, denen beide Seiten folgen können. Vielleicht gibt es dann ja in absehbarer Zeit einen Jahrgang, in dem wirklich alle Schüler ein Instrument spielen und man stelle sich vor, wie dann die Medien reagieren werden.

Der Musikunterricht in den Schweizer Volksschulen ist klar unterdotiert. Ein anspruchsvolles Bildungsziel, dass eigentlich kein Kind die Schule verlassen dürfte, ohne ein Instrument spielen zu können, lässt sich nur in Kooperation mit den örtlichen Musikschulen realisieren, die ohnehin die musikalische Bildung weitgehend tragen. Was also läge näher, als sie am Curriculum der Schule zu beteiligen?

Die Stundentafel der öffentlichen Schule wird sich kaum sehr weit ändern lassen, was aber möglich wäre, ist die Bündelung der Kräfte. Warum sollte es nicht Nachmittage oder Wochenenden in der Schule geben, die ganz dem Musizieren gewidmet sind? Und warum sollten davon nicht alle Kinder profitieren können? Ich frage das nicht rhetorisch: Der Preis ist die Zunahme des musikalischen Analphabetismus, die vielleicht schlimmste Bildungslücke, die es gibt.

Auch von aussen gibt es Anstösse, wie die künstlerische Bildung in den Schulen verbessert werden kann. Dazu gehört das Berner Projekt MUS-E. Die Grundidee ist, dass Künstler der verschiedensten Sparten und Richtungen in Schulen tätig sind und zusammen

mit den Lehrkräften arbeiten. Das Projekt finanziert den teilnehmenden Schulen zusätzlich zwei Unterrichtsstunden pro Woche, die für musisch-künstlerisches Lernen eingesetzt werden.

Ein weiteres Beispiel sind die Bildschulen, in denen Kurse für künstlerischen Ausdruck angeboten werden und die Kindern und Jugendlichen von vier bis sechzehn Jahren offen stehen. Im Zürcher K'Werk etwa gibt es neben Semesterangeboten auch Ferienkurse, die als Ergänzung zum Angebot der Volksschule verstanden werden. Die Leiter der Kurse sind alle selbst künstlerisch tätig.¹³

Die Form der Zusammenarbeit mit den Schulen müsste so entwickelt werden, dass Lernleistungen in dem einen Bereich in dem anderen anerkannt und verrechnet werden. Nur so kommt es zu mehr als zu einem unverbindlichen Miteinander. Und nur so kann man tatsächlich das Ziel der OECD erreichen, nämlich der Maxime folgen: „No child left behind“. Dahinter verbirgt sich die Idee, dass alle Talente gefördert werden und keine Begabung verloren geht.

Mein Schluss lautet so: Schule soll Freude machen, aber das ist umso weniger der Fall, je länger man die Schule besucht. Generell nimmt die Motivation der Schülerinnen und Schüler mit der Dauer der Schulzeit ab.

Diese Tendenz wird vor allem dort gemindert, wo es einen vollumfänglichen Ganztagsbetrieb gibt, also mehr als nur Unterricht gemäss der Lektionentafel, die bestimmte Fächer bevorzugt und andere wie Musik oder Kunst benachteiligt, was auch mit dem Lehrplan 21 nicht anders wird. Der Lehrplan ändert die Bezeichnungen, aber nicht die Stundenverteilung. Das spricht dafür, mit der Ganztagsbeschulung ernst zu machen und neue Formen der Kooperation zu suchen.

Aber gleichzeitig wird der Lehrplan 21 Wirklichkeit: In den naturwissenschaftlichen Fächern, in Mathematik und in der Kernkompetenz Lesen müssen hohe Standards erreicht werden. Zudem ist die Geschlechtsdifferenz in den Kernfächern zu überwinden und soll für Chancengleichheit gesorgt sein, was nur mit einem hohen Aufwand an Fördermassnahmen möglich ist. Schon bei Schuleintritt ist der Lernstand in den Kernbereichen hochgradig verschieden, und gegenüber diesem Problem lässt sich Musik dann leicht als randständig behandeln, gut zum emotionalen Ausgleich, aber möglichst gering dotiert.

Rhetorisch wird niemand bestreiten, dass Musik ein wichtiges Fach ist und selbstverständlich in die Volksschule gehört. Politisch ist damit auch ein hoher Publikumswert verbunden. Wer hört nicht gerne eine Schulklasse singen?

Aber das genügt nicht. Wenn es denn zutrifft, dass Bildung, der Musik fehlt, keine ist, dann muss dafür eine Öffentlichkeit geschaffen werden, die mit der Sensibilität für Bildung die Musik aufwertet und sich nicht mit dem Status Quo zufrieden gibt. Sisyphos, anders gesagt, ist keine Option.

¹³ <https://www.kwerk-zürich.ch/ueber-uns>

Literatur

Brunner, Georg (O.J.): Was ist guter Musikunterricht aus der Sicht der Lehrer, Eltern und Schüler? Eine empirische Untersuchung.

https://www.schulfachmusik.ch/dateien/themenartikel/was-ist-guter-unterricht_prof.dr._georgbrunner.pdf

Liedtke, Max (Hrsg.) (2000): Musik und Musikunterricht. Geschichte - Gegenwart - Zukunft. Bad Heilbrunn/Obb.: Verlag Julius Klinkhardt.

Niper, Lena/Schmitz, Julian (2016): Musik als Medium der Erinnerung. Gedächtnis – Geschichte - Gegenwart. Bielefeld: transcript Verlag. (= Musik und Klangkultur, Band 17)

Platon (1971): Werke in acht Bänden, hrsg. v. G. Eigler. Bd. 4: Der Staat. Griech. Text v. E. Chambry; deutsche Übers. v. F. Schleiermacher. Bearb. v. D. Kurz. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Schmid, Christoph (2006): Lernen und Transfer. Kritik der didaktischen Steuerung. Bern: h.e.p. Verlag.

Schmidt, Jochen (2017): Zuckersand. Roman. München: C.H. Beck.

Wallas, Graham (1926): The Art of Thought. London: Jonathan Cape.

Winterhoff, Michael (2019): Deutschland verdummt: Wie das Bildungssystem die Zukunft unserer Kinder verbaut. Gütersloh: Gütersloher Verlangsanstalt.